



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rosenberg, Adolf: Künstler und Kunstschreiber.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Künstler und Kunstschreiber.

Von Adolf Rosenberg.



och sind keine zwei Monate seit dem Erscheinen einer Broschüre des Malers Carl Hoff, welche den obigen Titel trägt,*) verfloßen, und schon droht das entsetzliche Wort „Kunstschreiber,“ welches aufs ärgste gegen den heiligen Geist der deutschen Sprache sündigt, aber trotzdem oder vielleicht gerade deswegen wie Honigseim über die Lippen der Herren Ritter vom Pinsel und von der Palette geht, überall einzureißen, wo man malt, meißelt, zeichnet, baut und modellirt. Welch eine Fülle der Verachtung liegt in diesem einzigen Worte! Bisher hatte man nur Stadtschreiber, Gerichtsschreiber, Gutschreiber, Amtschreiber; nun hat man auch einen „Kunstschreiber“ erfunden, gegen welchen sich der Künstler mit ebenso großem Aplomb in die Brust wirft wie der Haudegen gegen den Federfuchser. Aber die alten Haudegen, solche vom Schlage des alten Blücher, griffen nicht selbst zur Feder, um sich die leise tretenden und alles verderbenden Diplomaten vom Halse zu schaffen, sondern sie langten ihr Schwert heraus und schlugen wild um sich, daß die Aktenpapiere in alle Winde flogen. Wenn sich doch auch die Künstler, die jetzt soviel Druckpapier verschwenden, um ihre Privilegien zu wahren, an diesem alten Haudegen ein Beispiel nehmen und statt der Feder zum Pinsel greifen wollten, um der Welt einmal zu zeigen, daß die schöpferische Kraft, der Genius eine ganz andre und bessere Existenzberechtigung hat und ganz anders zu reden und zu überzeugen weiß als die Kritik, welche, durch Lob und Tadel vermittelnd, sich zwischen Künstler und Publikum drängt und, selber unproduktiv, von den Thaten andrer ihr Dasein fristet.

Aber Worte, Worte, nichts als Worte und keine Thaten! Und gerade Carl Hoff, der jetzige Professor an der Karlsruher Kunstschule, hat mehr als mancher andre, der sich in kluges Schweigen hüllt, gegründete Ursache, durch neue Thaten wieder daran zu erinnern, daß er der Maler der „Taufe des Nachgeborenen“ in der Berliner Nationalgalerie ist. Seit 1875, in welchem Jahre dieses Bild vollendet worden ist, bewegt sich seine künstlerische Biographie in absteigender Linie. Seine Produktivität hat sich in dem Maße verringert, als seine Lehrthätigkeit zugenommen hat, und über die wenigen Bilder, die er in den letzten sieben magern Jahren zustande gebracht hat, hat er mehr Schlimmes als Gutes hören müssen. Es ist daher sehr begreiflich, daß sich in seinem Herzen viel Galle angesammelt und daß er die Gelegenheit mit Freuden ergriffen hat, sich die Leber recht frei zu reden. So eine Broschüre wiegt unter Umständen eine Badefur in Karlsbad auf, und wir wünschen von

*) Künstler und Kunstschreiber. Ein Akt der Notwehr von Carl Hoff. München, Theodor Stroefers Kunstverlag, 1882.

Herzen, daß der Maler, nachdem er sein Herz ausgeschüttet, von seiner Schwarze-
seherei, welche auch auf seinen Gemälden bedenklich um sich greift, wieder geheilt
zu seinen Farbertöpfen zurückkehren und sich nicht mehr aus Ärger über die
bösen Kunstschreiber kopfüber in Asphalt und Beinschwarz stürzen möge.

Wenn Herr Hoff nur so aufrichtig gewesen wäre, die Wahrheit zu sagen!
„Ihr habt mich geärgert und chikanirt Jahre lang, jetzt ist die Reihe an mir,
und ich will euch alles, was ihr mir gethan, mit Zinsen heimzahlen!“ Aber
das thut er nicht, sondern er drapirt sich mit dem Mantel des Demosthenes,
der gegen die Macedonier zu den Waffen ruft, und spielt sich pathetisch als
Mandatar der gesamten deutschen Künstlerchaft auf!

Man könnte sich hier bereits von dem Schriftsteller Herrn Hoff verab-
schieden. Denn sobald sich jemand lächerlich macht, hört eine ernsthafte Wider-
legung auf, und nur noch Mitleid mit dem Ärmsten darf Platz greifen. Indessen
hat seine Schrift in den Bierstuben Münchens viel Staub aufgewirbelt, der
neue Münchener Moniteur, die „Allgemeine Zeitung,“ hat, da die Schrift
durchaus nicht über München hinaus beachtet werden wollte, seine Spalten
einem noch kräftiger darein schimpfenden Adjutanten Hoffs, dem Münchener
Maler Karl Raupp, geöffnet, und schließlich hat auch der Nestor Ernst Förster,
welcher Künstler und „Kunstschreiber“ zugleich ist, in demselben Organe das Wort
ergriffen, um zum Frieden zu mahnen. Was noch schwerer in die Waagschale
fällt — die Münchener Künstler glauben aus dem allseitigen Schweigen, welches
man bisher außerhalb Münchens über die Hoffsche Broschüre beobachtet hat,
schließen zu dürfen, daß die „Kunstschreiber“ durch die Donnerworte Carls Hoffs
einen heillosen Schrecken bekommen haben und bestürzt ins Mauselloch gekrochen sind.

Schon um diese Vermutung nicht aufkommen zu lassen, muß einer von
der verhaßten „Zunft“ das Wort nehmen, wie sauer es ihm auch werden mag.
Denn es ist keine Kleinigkeit, sich durch den Wust des Hoffschen Stils, durch
seine verworrenen Perioden, durch seine Begriffserörterungen, welche von Unklar-
heit, Widersinn und stilistischen Schnitzern strotzen, hindurchzuarbeiten, um schließ-
lich zu dem Resultate zu kommen, daß der mutige Paladin der Maler auf fünfzig
Seiten nur leeres Stroh gedroschen hat, aus welchem nicht ein einziges Weizen-
korn herausgekommen ist. Wochenlang hat diese Broschüre vor mir gelegen, ohne
daß es mir gelingen wollte, sie bis zum Ende zu lesen. Erst die wiederholte Bitte
der Redaktion dieser Zeitschrift hat mich dazu bewogen, dieses Opfer zu bringen.

Ich habe schon früher zu meinem Schmerze erfahren, daß Herr Carl Hoff
nicht bloß schlechte Bilder, sondern auch schlechte Verse macht. Daß er auch
eine überaus schlechte Prosa schreibt, macht das Maß des Unheils voll. Wie
soll man sich mit einem also dreifach Geschlagenen auseinandersetzen? Soll
man Böses mit Gutem vergelten und einem Manne, der sich herausnimmt,
ästhetisch-philosophische Definitionen aufzustellen, die notwendigen Aufklärungen
über die einfachsten Regeln des Satzbaues und die Gesetze der Logik geben?

Aber wer weiß, ob solche Lehren der Weisheit auf fruchtbaren Boden fallen, zumal da sich Herr Carl Hoff auf seine Schriftstellerei nicht wenig zu Gute thut. Er hat den streitbaren Theologen und Schulmännern des vorigen Jahrhunderts, die auch heute noch im „Literarischen Zentralblatt“ und in der „Deutschen Literaturzeitung“ ihre Auferstehung feiern, ihre Fechtmethode abgeguckt. Wenn er einen Satz des Gegners zitiert, schaltet er nach jedem dritten Worte ein sie! ein. Das sieht ungeheuer gelehrt aus und imponirt namentlich den Künstlern, die auch hinterher nicht lange Gesichter machen, wie andre unangenehme Menschen, wenn das ewige sie! nicht weiter begründet wird. Herr Hoff scheint auch erstaunlich viel gelesen zu haben, denn er spickt seine Broschüre mit gelehrten Zitaten. Er zitiert den Guido von Arezzo und den französischen Philosophen Helvetius, deren Werke doch nicht in jedermanns Händen zu sein pflegen, mit einer staunenerregenden Geläufigkeit. Man ist schon drauf und dran, über dieser Gelehrsamkeit, die selbst von einem Künstler geachtet sein will, die Unbeholfenheit des Stils und die Verworrenheit der Begriffe zu vergessen. Da fällt das Auge beim Hin- und Zurückblättern auf S. 13 auf folgenden Satz: „Die bekannte Redensart, Rafael wäre der größte Künstler gewesen, auch wenn er ohne Arme geboren worden, mag in der Selektta einer höhern Töchterschule ihre Wirkung nicht verfehlen.“ Ei ei, Herr Hoff, dieser Satz wirft auf Ihre Belesenheit ein schlechtes Licht! Es scheint Ihnen unbekannt zu sein, daß diese „bekannte, auf höhere Töchterschulen berechnete Redensart“ auch ein klassisches Zitat ist, ein geistreiches Paradoxon, das wir keinem geringern als Lessing verdanken. Schlagen Sie einmal in der „Emilia Galotti“ den vierten Auftritt des ersten Aufzuges nach. Da werden Sie finden, daß der Maler Conti, nachdem er bemerkt hat, daß er, dank seinem Auge, „wirklich ein großer Maler, daß es aber seine Hand nur nicht immer sei,“ an den Prinzen die Frage richtet: „Oder meinen Sie, Prinz, daß Rafael nicht das größte malerische Genie gewesen wäre, wenn er unglücklicherweise ohne Hände wäre geboren worden?“ Und da ich einmal Herrn Hoff auf Lessing, als auf den Urquell seiner „Redensart für Selektanerinnen“ gewiesen habe, mag er sich gleich auch noch das Seitenstück zu diesem Zitat aus dem letzten Stück der „Hamburgischen Dramaturgie“ zu Herzen nehmen, welches also lautet: „Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler.“

Nachdem so die Provenienz jenes tiefsinnigen Wortes festgestellt ist, will ich mir die grausame Genugthuung nicht versagen, wörtlich folgen zu lassen, was Herr Hoff über jene „bekannte Redensart“ sagt, deren Urheber er wahrscheinlich unter den „modernen Kunstschreibern“ sucht. „Wir haben hierauf zu erwidern,“ sagt er in dem feierlichen Plural der Majestät, zu welchem er sich durch sein Mandat, im Namen der gesamten deutschen Künstlerschaft zu sprechen, berechtigt glaubt, „wir haben hierauf zu erwidern, daß, wenn Rafael ohne Arme geboren wäre, er weder der große Künstler Rafael, noch überhaupt ein Künstler gewesen

wäre, sondern ein elender beweinenswerter Krüppel, dem die Natur wohl die Fähigkeit und den Trieb künstlerischer Reproduktion, aber nicht die Möglichkeit der Bethätigung derselben gegeben hätte. Das wäre allerdings die grausamste »Entmannung des Genies.« Für ein solches Wesen wäre der Tod das einzig wünschenswerte gewesen. Aber wer eines der herrlichsten und ebenmäßigsten Menschenbilder, welches die Natur hervorzubringen vermochte, im Ernste sich derart verstümmelt vorstellen kann, um etwa aus der Kleinheit seines eigenen Könnens eine um desto größere innerliche Künstlerschaft zu konstruieren, solchen Rafaels im Geiste erwidern wir: Ihr seid ja keine Krüppel, ihr habt ja Arme, also heran an die Tafel,^{*)} und gezeigt, wie es mit der Klarheit der Bilder in eurem Kopfe bestellt ist.“

Es ist hart, daß sich der „Kunstschreiber“ Lessing auf seine alten Tage solche Dinge von Herrn Carl Hoff aus Karlsruhe sagen lassen muß, von Herrn Carl Hoff, dessen Berechtigung, überhaupt die Feder zu ergreifen und seine Stimme öffentlich zu erheben, obendrein so überaus zweifelhaft ist. Was soll man dazu sagen, wenn ein Mann, der sich herausnimmt, einen hervorragenden Kunstgelehrten von gründlichstem Wissen wie Bruno Bucher in Wien wie einen Schulknaben zu meistern, zweimal hintereinander von dem „Saale des Cafés“ im Louvre spricht? Wie verworren muß es in einem Kopfe aussehen, welcher den großen Philanthropen Las Casas und den Pariser Kunstsammler La Caze, welcher seine schönen Gemälde dem Louvre vermacht hat, in einen Topf wirft und daraus ein Wesen unter dem Namen „Las Cases“ hervorgehen läßt? Und dieser Mann, der Schnitzer auf Schnitzer macht, der über die einfachsten Stilregeln im unklaren ist, spielt sich als Vertreter der gesamten deutschen Künstler auf und verkündet der Welt die große Botschaft, daß nur ein Künstler berechtigt sei, über Kunstwerke ein richtiges Urteil zu haben und auszusprechen!

Ein wenige Seiten langer, für ein breites Publikum bestimmter Aufsatz von Alfred von Wurzbach über die Naturalisten der Gegenwart in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ hat Herrn Hoff die unmittelbare Veranlassung zu seiner langatmigen und langweiligen Dissertation gegeben. Satz für Satz zerrt er an jenem harmlosen Essay umher, ohne daß es ihm gelingt, irgend einen der Wurzbachschen Sätze sachlich zu widerlegen, schon weil der sich überstürzende Strom seiner Zungenfertigkeit ihn zu keinem ruhigen Gedanken kommen läßt. Alfred von Wurzbach gilt in den engeren Kreisen der Kunstgelehrten für einen scharfsinnigen Kritiker, aber für keinen besonders ausgezeichneten Stilisten. Die Sätze aber, welche Herr Hoff aus Wurzbachs Aufsätze herausgreift und mit dem Steingeröll seiner Phrasen überschüttet, nehmen sich neben den Hoffschen aus wie echte Perlen, die in Blech gefaßt sind. „Es ist schlimm genug,“ so läßt sich

^{*)} Da ich alle Zitate aus der Hoffschen Broschüre mit diplomatischer Genauigkeit wiedergebe, so bitte ich die geehrten Leser der „Grenzboten,“ nicht mich für die Stil- und Interpunktionsfehler des Herrn Hoff verantwortlich zu machen.

Herr Hoff im Anfang seiner Broschüre vernehmen, „daß es allmählich so weit gekommen ist, daß in einer einflußreichen Zeitung oder weitverbreiteten Zeitschrift ein Jrgendwer das Recht zu haben glaubt, die Künstlerschaft in der Art behandeln zu dürfen, wie es seinerzeit in der Kölnischen Zeitung durch Herrn Dr. Eisenmann in Kassel, durch Herrn Bruno Bucher in der Wiener Presse, auf welche Aufsätze (!) ich ebenfalls zurückkommen werde, und nun durch Herrn von Wurzbach geschieht; uns in dem heiligen Respekt, der uns für die Kunst erfüllt, glaubt ungestraft kränken zu dürfen, ohne vielleicht nicht einmal die Ahnung zu haben, daß man uns damit in dem innersten Lebensnerv unseres Wesens verletzt. Und alles dies auf Grund einer sogenannten Gelehrsamkeit und eines Kunstverständnisses, deren Ode durch die klägliche Fadenscheinigkeit (!) der Aussprüche derselben (?) um so sichtbarer durchschimmert, je mehr sie sich in das feierliche Gewand der Sprache der Weltweisheit und des angeschwollenen Selbstgefühls hüllen. Wir haben es mit dem in solchem Auftreten erscheinenden Prinzip und nicht mit den Personen zu thun.“

Dieser letzte Satz, welcher sich in seiner catonischen Großmut wunderbar schön ausnimmt, ist leider nur eine hohle Phrase. Denn die Hoffsche Broschüre trägt auf jeder Seite den Charakter eines Pasquills, welches sich in den gehässigsten persönlichen Angriffen ergeht, ohne irgendetwas Sachliches vorzubringen, dem man Sachliches entgegenstellen könnte. Ein Fechterstreich ist immer unglücklicher als der andre. So glaubt Herr Hoff z. B. Alfred von Wurzbach seine Verachtung nicht besser ausdrücken zu können, als indem er die Frage aufwirft: „Wer ist Herr Alfred von Wurzbach? Ich habe mir die Frage bis jetzt vergeblich gestellt, auch andre konnten mir keine Auskunft geben, niemand wußte von einem Herrn von Wurzbach dieses Vornamens.“ In einer Note setzt er dann hinzu, er habe „seither erfahren, daß Herr Alfred von Wurzbach der Bruder Constantin von Wurzbach und der Verfasser verschiedener Biographien von Dichtern und Musikern sei, und sich neuerdings auch als Kunstschriftsteller aufgethan habe.“ Mit demselben Rechte, mit welchem Herr Hoff diese Frage aufstellt, könnte man den Spieß umkehren und fragen: Wer ist denn eigentlich Herr Carl Hoff? Worauf gründet sich seine Berechtigung, so gewaltig ins Horn zu stoßen? Man könnte weit in deutschen Landen herumfragen, ehe man auf diese Frage eine Antwort erhielte. Und im günstigsten Falle würde sie dann lauten: „Herr Hoff ist ein Genremaler, der mit wenig Witz, aber mit großem Aufwand von Kleiderpomp mehr oder minder larmoyante Novellen erzählt.“ Wurzbach steht unter den Kunstschriftstellern mindestens auf derselben Stufe, die Herr Hoff unter den Malern einnimmt. Dadurch, daß der letzte davon nichts weiß oder nichts zu wissen vorgiebt, enthüllt er nur eine neue Blöße seiner Bildung.

Abgesehen von diesen Kunststücken sucht er den Gallimathias seiner Perorationen noch durch Anekdoten und Skandaloza zu würzen. Er erzählt Ge-

schichten von der Bestechlichkeit der Kritiker, hütet sich aber wohlweislich, Namen zu nennen. Nur einmal verläßt ihn diese fagenartige Vorsicht, und er fällt in die Grube hinein, die er einem andern gegraben zu haben glaubt. Auf S. 15 macht er nämlich folgende Bemerkung: „Jüngere Kollegen, welche geneigt sind, dem Lob oder Tadel der Tageskritik für ihr materielles Wohl allzuviel Wert beizumessen, widme ich das Wort meines vortrefflichen Freundes, des leider zu früh verstorbenen Kunsthändlers Lepke in Berlin, der mir vor längeren Jahren bezüglich einer, wie mir schien ungerechten Kritik des seligen (!) Max Schasler, mild erwiederte: »Da müssen Sie sich nichts daraus machen, meine Kunden geben auf so etwas nichts. Wenn es Ihnen aber Freude macht, so werde ich Ihnen einmal etwas recht gutes besorgen.«“

Herr Hoff hat geglaubt, daß er diese Bosheit ungestraft aussprechen konnte, weil er den Träger des Namens, den er mit derselben in Verbindung bringt, bereits für verstorben hält. Die Leser der „Grenzboten“ wissen, daß dem nicht so ist. Herr Dr. Max Schasler weilt noch unter den Lebenden, und es ist daher seine Sache, sich mit dem Schreiber des Pasquills auseinanderzusetzen. Auch ich will hier sein Sündenregister schließen, da ich mich bei einer weitem Fortführung desselben gerade wie er im Kreise bewegen würde. Was er in seinem eignen und im Namen einiger schwarzgalligen Künstler in Düsseldorf und München — denn daß er ein Mandat von der deutschen Künstlerschaft zu haben sich brüstet, ist eine lächerliche Anmaßung — in die Welt gesendet hat, wird an dieser Welt ebenso schnell vorübergehen wie die Mehrzahl seiner Bilder. Den Kern seiner Argumente hat Ernst Förster bereits in seiner ruhigen, milden Weise als morsch nachgewiesen. Gesezt, daß der Maler wirklich in erster Linie befähigt und berufen wäre, über Gemälde zu urteilen, würde er es auch in gleichem Maße den Werken der Plastik und der Architektur gegenüber sein? Würde hier nicht vielmehr der Bildhauer und der Architekt der berufenere sein? Und woher soll der Maler die Zeit nehmen, um Ausstellungen zu besuchen und darüber Berichte für die Zeitungen zu schreiben? Woher soll er die Zeit nehmen, um sich durch ein gründliches Studium der Kunstgeschichte für seine kritische Aufgabe vorzubereiten? Legt nicht die banausische Schrift des Herrn Hoff, des eifrigsten Vorkämpfers für die „Kunstschreiberei“ der Künstler, auf jeder Seite Zeugnis davon ab, wie kläglich es um die Bildung der meisten unsrer Künstler bestellt ist? Ich sage, der meisten. Denn ich habe das Glück gehabt, eine stattliche Reihe von ehrenwerten und rühmlichen Ausnahmen kennen zu lernen, bedeutende Männer, welche dem Berufe des Kunstschriftstellers volles Verständnis und volle Hochachtung entgegenbringen und eine umfassende Bildung mit seinem Urteile verbinden. Leute vom Schlage des Herrn Hoff sind freilich nicht darunter. Sie lassen nichts drucken, obwohl sie keine Stilfehler machen und nicht gegen die Geseze der Logik verstoßen, sondern sie malen, meißeln und bauen, und lassen, was nicht ihres Amtes ist.

Mag doch Herr Hoff einmal mit sich selber die Probe machen. Mag er den Pinsel beiseite werfen — viel würde die Welt nicht dabei verlieren — und sich, wie er von Herrn von Wurzbach sagt, „als Kunstschriftsteller“ aufthun. Das wäre die Probe zu seinem Exempel. „Heraus mit eurem Fledermisch!“
Denn

Das ist die beste Kritik von der Welt,
Wenn neben das, was einem mißfällt,
Einer was eigenes, besseres stellt.